

Nr. 115. Bromberg, den 20. Mai 1930.

Der eine, der entkam.

Geschichte einer abenteuerlichen Flucht.

Von Johannes Bergmann, Hellerau.

6. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

11. Der heiße Brei.

Der Grenadier und der Unterseebootsheizer hatten sich schon an dem Kirchlein, hinter dessen schützenden Mauern wir eine gehörige Metamorphose durchgemacht hatten, von uns getrennt und waren ohne Schwierigkeiten an ihren Bestimmungsbahnhof gelangt, kurz hinter Dorchester; aber sie hatten unterwegs „nicht das Hemd gewechselt", sondern waren, jeder in einer Ecke, in ihrem Abteil sitzen geblieben und fuhren so nach Southampton, jener Festungsstadt, die wir mieden wie die Katze den heißen Brei.

Als der Zug in den großen Bahnhof einrollte, erlebten die Fahrgäste eine Sensation. Keiner durfte aussteigen, auch die Damen und Kinder nicht, alles war abgesperrt und abgeriegelt. Polizei, Militär und Bahnbeamte kommandierten das Publikum, ohne zu verraten, worum es ging.

„Man sucht gewiß einen Spion", meinte ein erfahrener Mann, und dazwischen hörte man schon die Rufe der Polizei: „Niemand darf den Zug verlassen! Jeder muß sich ausweisen."

Die Frauen, die keine Papiere bei sich trugen, waren um ihre Freiheit besorgt und weinten und flehten. Die Kinder schrien, weil sie die Aufregung ihrer Mütter spürten, und die Männer waren auf alles gefaßt. Jetzt endlich erkannte man einmal, daß Krieg war. Jetzt galt es, den deutschen Spion zu erhaschen, der vielleicht längst die Höllenmaschine irgendwo auf dem Bahnsteig niedergelegt hatte.

„Bitte verlieren Sie die Ruhe nicht, meine Damen und Herren, es geschieht Ihnen nichts, wenn Sie sich ausweisen können."

Also wurde der Zug überfallen. Es waren viele, die über ihre Person nicht ausreichend Aufschluß geben konnten und deswegen zur nächsten Polizeistation marschieren mußten. Bei den Damen wurde genau acht darauf gegeben, daß sie echt weiblich waren, die Hände zart und die Sprache niedlich. Dann durften sie passieren, auch ohne Papiere. Aber die unglücklichen Männer! Da waren zwei, die sahen wirklich verdächtig aus: Männer von germanischem Wuchs, mit blauen Augen und blondem Haar, groß und kräftig. Der eine von ihnen sprach ganz leidlich Englisch, der andere brachte kein Wort heraus. Er war stumm, redete die Zeichensprache eines Taubstummen. Der arme Teufel wurde aber mit dem anderen zusammen verhaftet.

„Eigentlich ist es ja eine Roheit", bemerkte ein feiner Engländer, ein ganzer Gentleman, „daß man so mit dem Publikum umgeht. Wenn dieser Taubstumme nun wirklich unschuldig ist, dann müßten sich die Behörden schämen." Aber auch diese Menschlichkeit wurde übersehen. Es stand ja die Zukunft Großbritanniens auf dem Spiel.

Die Polizei nahm die Häftlinge in Schutz gegen einige Voreilige, die tatsächlich schon halbe Beweise in der Tasche hatten, daß die beiden Blonden Spione seien. Ans Lynchen dachte zunächst keiner. Aber immerhin, die Aufregung und Abneigung gegen die beiden steigerte sich von Minute zu Minute, weil viele ihren Anschlußzug verpaßten und das Warten kein Ende nahm.

Auf der Polizeistation kam es nach einigem Leugnen heraus, daß die helläugigen Jünglinge Kriegsgefangene waren, aus Dorchester entflohen. Man nahm sie ins Kreuzfeuer, auf Deutsch noch dazu, damit sie sagen sollten, wieviele im ganzen unterwegs seien; aber sie schmunzelten nur, so schwer es ihnen auch fiel. „Mit uns ist niemand aus dem Lager gegangen", behaupteten sie steif und fest. Es wäre ja auch gar nicht möglich gewesen; denn der Tag brach an, als wir uns auf den Weg machten."

Die Engländer merkten bald, daß nichts Bedeutendes aus den Wiedergefangenen herauszubringen war, telegraphierten und telephonierten sofort nach Dorchester, informierten den Lagerkommandanten über ihren glücklichen Fang und waren höchst erstaunt, als am Abend desselben Tages noch die Steckbriefe von drei anderen herauskamen, die ihnen durch die Lappen gegangen sein mußten.

12. Herrenrechte.

Der Lagerkommandant hatte uns leider keine belegten Brötchen mit auf den Weg gegeben, und so spürten wir bei unserer Ankunft auf dem Waterloo-Bahnhof in London ein menschliches Rühren. In dieser Riesenstadt hätte man ja wochen- und monatelang untertauchen können, ohne daß auch nur eine Spur von uns bekannt geworden wäre. Wir spazierten müde über die Waterloobrücke, musterten die Speisewirtschaften, an denen uns der Weg vorüberführte, und machten vor einem kleinen Lokal Halt, um endlich den Magen zu seinem Rechte kommen zu lassen. Lange wollten wir uns nicht in London aufhalten. Unser Plan war ja, noch am gleichen Tage die Ostküste zu erreichen und während der Nacht die gefahrvolle Seefahrt von Deal aus über die Minenfelder mit einem erbeuteten Fischkutter nach Ostende anzutreten. Der Lotse erbot sich, auf See das Kommando zu übernehmen. Er meinte, bei einer leidlichen Brise würden wir drei am nächsten Tage ans Ziel gelangen. Ein paar Pfund Sterling hatte jeder noch in der Tasche. Deshalb durften wir uns erst einmal ordentlich in Freiheit ein Gütchen tun.

In der Speisewirtschaft, die wir betraten, hockten junge Kerls in Zivil und Uniform an den Tischen. Mädchen mit suchenden Blicken hielten sich in ihrer Nähe. Sie warfen auch sofort ihre Netze aus, als wir uns niedergelassen hatten; aber was galt uns denn das alles gegenüber unserer einen großen Sache, die mit derselben Straffheit zu Ende geführt werden mußte, mit der sie begonnen worden war!

Der Wirt bediente uns selbst. Es gab kein großes Rätselraten. Ich bestellte drei Suppen, drei Steaks mit Bratkartoffeln und der Lotse drei Flaschen Zider. Man muß es dem Wirt lassen, daß er uns äußerst zuvorkommend und flott bediente. Unsere Zuversicht wuchs mit jedem Gang, den uns der Mann auftischte. Dann, nachdem ich

auch die Kassengeschäfte erledigt hatte, verschwanden wir wieder im Straßengewühl.

Ein Taxameter wurde aufgestöbert. „Viktoria-Station", herrschte ich den Chauffeur an. Wir kletterten hinein in die Droschke und rasten durch die City.

Plötzlich stoppte der Wagen, und es bot sich uns ein ergötzliches Bild. Durch die Straßen zogen riesige englische Militärkolonnen, bei klingendem Spiel, in Schritt und Tritt. Wir mußten diese Werbetruppen in ihrem Marsche kreuzen. Deswegen wurde kurz getreten, damit unser Wagen ohne langes Warten hindurch konnte. Helm gab mir einen Rippenstoß und schmunzelte. Er genoß die Ironie des Schicksals: Kurz treten, ihr Engländer, laßt die deutschen Kriegsgefangenen erst vorbei!

Auf dem Viktoriabahnhof machten wir sofort die Abfahrtszeit des nächsten Zuges nach Deal ausfindig, der erst in anderthalb Stunden ging. Es blieb uns nichts weiter übrig, als in dem geräumigen Wartesaal einen kleinen Tisch zu belegen. Wir hatten eine besondere Vorliebe für kleine Tische, an denen gerade drei Personen Platz finden konnten.

*

Der wundervolle Herbsttag hatte die Menschen, noch dazu kurz vorm Wochenende, ins Freie gelockt. Jeder, der sich noch ein paar Tage Erholung an der See gönnen konnte, entschied sich anscheinend noch schnell zu einer Fahrt nach einem Seebad. Kein Wunder also, daß auf dem Bahnhofe ein reges Treiben herrschte, beinahe sommerlicher Reiseverkehr. Uns gefiel dieses Durcheinander. Wenn man nicht hier und da einen Mann in Khaki erblickt hätte, einen Urlauber, so wäre man kaum an den Krieg erinnert worden. Wir ließen es uns in dem Winkel, den wir im Wartesaal für uns beschlagnahmt hatten, wieder gut sein, bestellten Tee, Kuchen, Likör und Zigaretten, weil wir die Achtung genießen wollten, die alle guten Gäste von vornherein haben.

Kurz vor Abfahrt des Zuges — es mochte noch ganze fünf Minuten Zeit sein — kam es uns in den Sinn, uns einen Imbiß für die Reise zu sichern. Wir zogen den Kellner zu Rate, bezahlten drei Eßkörbe, die uns ins Abteil gebracht werden sollten, mit fünf Schilling je Stück im voraus, gaben dem höflichen Mann ein ordentliches Trinkgeld, und als der Zug herandampfte, war von unseren Körben mit den gebratenen Täubchen und der Flasche Rotwein nichts zu sehen. Schon wurde ich ungeduldig, weil der Zug inzwischen voll besetzt war, da stellte sich zu guter Letzt der famose Kellner ein und schoß mit den umfänglichen Körben auf den ersten besten Schaffner zu.

„Noch drei Sitzplätze für die Herren mit den Eßkörben", bat der Kellner.

„Welche Klasse haben die Herren?"

„Dritter."

Ein Abteil zweiter Klasse wurde uns geöffnet, damit wir in Ruhe die Reise fortsetzen konnten.

Als der Zug in Bewegung war, tranken wir auf das Wohl der beiden anderen, deren Schicksal wir nicht kannten.

*

Unterwegs ereignete es sich, daß wir Zuwachs bekamen: Belgier, waschechte Belgier, Wallonen mit dunklem Haar und französischem Temperament. Sie unterhielten sich über unsere Köpfe hinweg in ihrer Sprache über die Deutschen. Es war grausam, daß wir nicht mitreden konnten.

13. In der Sackgasse.

Über Dover Priory, wo wir umsteigen mußten, waren wir in den Abendstunden kurz vor Sonnenuntergang nach Deal gelangt, jenem ruhig gelegenen Badeort an der Ostküste, den wir nur aus der Schilderung des Lotsen kannten. Die Spätsaison — an der Strandpromenade tummelten sich noch Scharen von Badegästen — ermöglichte uns einen unauffälligen Spaziergang am Meer, das wir nun doch erreicht hatten. Uns schlug das Herz vor Freude über den Erfolg. War es doch wirklich ein saures Stück Arbeit gewesen in den letzten 24 Stunden! Unsere Augen ruhten voller Sehnsucht auf den Schiffen draußen auf der Reede, und es mochte jedem der Gedanke durchs Hirn geschossen sein, daß es das Beste wäre, sich in die Fluten zu stürzen und hinüberzuschwimmen. Strandwache auf Rädern mit angebundenem Karabiner begegnete uns. Stundenlang suchten wir das Gestade ab nach einem Fischkutter, und wenn wir ein solches Fahrzeug in der Dunkelheit entdeckten, dann gab es immer eine Enttäuschung. Alle Kutter saßen auf dem Sande. Wir drei wären nicht imstande gewesen, sie flott zu machen, noch dazu unter den Augen der Strandwache.

Was aber sollten wir die Nacht über anfangen? Es mußte doch einen Ausweg geben. War uns doch bisher kein Hindernis zu groß gewesen! Ich äußerte die Meinung, im Freien zu kampieren und am folgenden Tage weiter Umschau zu halten. Volkmar und Helm überstimmten mich aber. Sie schlugen vor, im Ort zu übernachten.

*

Mit wehmütigem Herzen gingen wir auf die Quartiersuche, in der neunten Abendstunde. Wir liefen von Gasthaus zu Gasthaus, von Hotel zu Hotel: Alles war voll besetzt.

„Unangemeldet? Nein, meine Herren, da werden Sie heute kein Glück mehr haben." So oder ähnlich wurden wir abgewiesen.

Wir hätten uns eben doch anmelden sollen!

In einem ganz kleinen Strandgasthof, der den Namen „Zum Königskopf" trug, wandte ich schließlich meine höchste Beredsamkeit auf, um für uns drei wenigstens einige Notlager zu ergattern. Der Wirt lehnte ab, die Wirtin nahm an, die Gäste wunderten sich.

„Gut", lenkte die Wirtin ein, „ich will Ihnen oben drei Betten zurechtmachen, ausnahmsweise. Wir dürfen eigentlich nicht vermieten."

Dieses letzte Geständnis war zweischneidig. Entweder gereichte uns diese Mitschuld zum Vorteil, indem die Wirtsleute alles daran setzten, um ihre Nachtgäste zu verleugnen, oder wir rannten samt den Wirtsleuten blindlings in eine Falle, aus der wir uns hätten schwerlich herauswinden können.

Trotzalledem, wir gingen auf den Vorschlag ein. Wir mußten endlich einmal richtig schlafen, ehe wir weitere Pläne schmieden konnten.

Die Wirtin empfahl, wir möchten doch noch ein Weilchen spazieren gehen, damit sie alles schön in Ordnung bringen könne. Es war ja nun einmal unser Schicksal, spazieren zu gehen.

Lange hielten wir es aber draußen im Freien nicht mehr aus. Wir besprachen lediglich das Programm für den folgenden Tag und einigten uns dahin, daß wir wieder nach London zurückkehren wollten: — um jeden Verdacht von uns abzulenken, hatten wir in London Rückfahrkarten gelöst, die wir bei der Gelegenheit gut verwenden konnten.

Die Wirtin krauchte noch immer in der Küche herum, als wir von dem unfreiwilligen Spaziergang zurückkehrten. Die Betten waren also noch nicht zurechtgemacht. Wir mußten daher in der Wohnstube der Wirtsleute Platz nehmen.

Bei Sandwiches, Whisky und Soda entwickelte sich eine leidliche Unterhaltung, die uns zuletzt auf Glatteis führte. Das Wirtstöchterlein brachte nämlich zwei Anmeldeformulare, für die Polizei bestimmt, herzu und bat uns, sie auszufüllen. Das wurde mir denn doch zu bunt:

„Bitte schön, mein Fräulein, haben Sie nicht noch ein drittes Formular?"

Das Mädchen verneinte.

„Ich werde es gleich morgen früh beschaffen", meinte die Tochter freundlich.

„Also füllen wir die Papiere zusammen morgen früh aus. Es ist Ihnen doch wohl recht, nicht wahr?" — Mir war auf einmal die Zunge so locker geworden, daß ich selber über mich staunte. Gegen meinen Einwand war ja schließlich auch nicht anzukommen.

Die Betten standen bereit. Wir trennten uns mit einem höflichen Gutenachtgruß und vereinbarten, um 8 Uhr geweckt zu werden.

„Frühstück — Tee, Brot und Butter — oben, meine Herren?"

„Wie es Ihnen beliebt, Frau Wirtin, am besten auf dem Zimmer."

Der Lotse, der für sich allein ein Zimmer erhalten hatte, wollte noch schnell einen englischen Namen von mir wissen. Ich taufte ihn Purrot, Louis mit Vornamen, und gab ihm seine ganze Adresse schriftlich.

Wir beiden andern beschlossen, unsere guten englischen Namen in die Formulare einzutragen. Sie würden schon

genügen für die wenigen Morgenstunden, bis wir uns wieder aus dem Staube gemacht haben würden.

So legten wir uns todmüde in die weichen, weißen Betten und schliefen ohne Skrupel und ohne Sorgen in den nächsten Tag hinein. Das erstemal seit fast einem Jahre wieder solch menschenwürdiges Nachtlager!

*

Der Morgen kam mit Tee, Brot und Butter und Anmeldeformularen. Viele Fragen mußten beantwortet werden: ob wir Engländer seien, wo geboren, wie alt, verheiratet oder ledig, Beruf, ob und ob und ob . . .

Jeder füllte seinen Zettel aus. Beinahe wäre die Arbeit lückenlos gewesen, wenn der Lotse nicht anstatt Purrot versehentlich Lurrot geschrieben und deutsche Buchstaben zu Papier gebracht hätte. Wir besaßen kein Ersatzformular, und so nahm denn die Wirtin die frisch ausgefertigten Dokumente auf dem Teegeschirr in Empfang.

Inzwischen rüsteten wir uns für die weitere Reise. Es war uns nicht so ganz leicht geworden, über unsere Person Aufschluß zu geben. Der Boden brannte uns unter den Füßen, des einen Formulars wegen. Ich hätte es lieber selbst ausfüllen sollen. Nun war es zu spät.

(Fortsetzung folgt.)

Streifzug durch die Forschung.

Von Walter F. Erig.

Pflanzen, die übers Meer schwimmen.

Schon oft ist die seltsame Tatsache erörtert worden, daß in Küstenländern bisweilen Pflanzen aufwachsen und zu gedeihen beginnen, die ganz fremder Herkunft sind, deren Heimat in ganz anderen Himmelsstrichen zu suchen ist. Lange Zeit nahm man an, daß sich die Verbreitung dieser Pflanzen auf ganz einfache Weise erklären lasse. Man glaubte, daß Holzschiffe und neben ihnen Treibholz aller Art den Samen dieser Pflanzen übers Meer tragen. Man hielt es für ganz ausgeschlossen, daß dieser Same im Salzwasser lange lebensfähig bleiben könne.

Oele Eklund, ein finnländischer Naturforscher, beschäftigt sich schon viele Jahre mit diesem seltsamen Phänomen. Er hat Experimente aller Art angestellt und glaubt, nach mühevollen Untersuchungen auf das Geheimnis dieser Pflanzenwanderung gekommen zu sein.

Die Samen dieser Pflanzen werden in den meisten Fällen vom Wind ins offene Meer hinausgeweht, wo sie sich zunächst eine Weile treibend auf der Oberfläche erhalten, bis sie mit Wasser genügend gesättigt sind. Dann versinken sie — aber nur zeitweilig! Unter dem Wasser beginnt nämlich der Same zu keimen und steigt, sobald er eine gewisse Keimphase erreicht hat, als Keimling und überaus schwimmfähig wieder an die Oberfläche. Und jetzt beginnt erst die eigentliche Reise. Eine oft unglaublich weite, langweilige und phantastische Reise, die mitunter monatelang dauert, ohne daß die Lebensfähigkeit des winzigen Keimlings dabei im mindesten leidet. Wird nun dieser Keimling an eine Küste angespült, so faßt er alsbald Fuß und — Naturforscher stehen da und staunen!

Die Untersuchungen Oele Eklunds beschränkten sich bisher auf die Ostsee, die ziemlich salzhaltig ist. Mit diesen Untersuchungen Oele Eklunds dürften auch parallele Vorgänge an den tropischen Küsten geklärt sein. Die Natur ist wieder um ein Rätsel ärmer.

Kaltblütler sind die heißesten Tiere der Welt.

Wie verhalten sich Tiere unter dem Einfluß ultravioletter Strahlen. Diesbezügliche Untersuchungen P. Krügers haben zum Teil verblüffende Resultate ergeben. Es hat sich gezeigt, daß langwellige Strahlen in den Körper sogenannter „kaltblütiger" Tiere viel tiefer eindringen, als beim Menschen. Bei verschiedenen Kaltblütlern, die man der direkten Einwirkung steiler Sonnenstrahlen aussetzte, wurden Körpertemperaturen gemessen, die ans Märchenhafte grenzen. Die weitaus höchste Temperatur erreichte dabei der Grasfrosch. Er wird nach kurzer Zeit so heiß, daß er normalerweise explodieren müßte, wie eine überheizte Lokomotive. Aber die Natur hat ihm gegen dieses schreckliche Ende einen gewissen Schutz mitgegeben. Dieser besteht in einem eigentümlichen Farbenwechselvermögen, das automatisch in Betrieb gesetzt wird, wenn eine gewisse Innentemperatur erreicht ist. Diese Tiere schützen sich durch Reflexion gegen zu starke Strahlung. Der arme Laubfrosch z. B., bei dem dieses Reflexionsvermögen etwas stiefmütterlich ausgefallen ist, stirbt, wenn man ihn des schützenden Laubes beraubt und in einen Glaskasten setzt, des öfteren einen fürchterlichen „Wärmetod". Er verbrennt ganz einfach innerlich.

Bei einer Eidechse wurde in einer Höhe von 3236 Meter eine Innentemperatur von 50.0 Grad Celsius beobachtet, während die Lufttemperatur nur etwas über 8 Grad betrug. Freilich findet bei diesen Tieren keine Wärmespeicherung statt. Sobald die direkte Sonnenstrahlung nachläßt, sinkt auch automatisch die Innentemperatur auf ihr normales Maß zurück, auf jenes Maß, das diesen Tieren eben den Namen Kaltblütler eingetragen hat. Freilich können diese Kaltblütler eine innerliche Temperatur vertragen, die bei uns schon Verbrennungserscheinungen auslösen würde.

Ein vergessenes Jubiläum der drahtlosen Technik.

In unserer Zeit der unaufhörlichen technischen Jubiläen — die meisten technischen Erfindungen haben heute Mannesalter erreicht — ist eines ganz vergessen und verschlafen worden, trotzdem es in seiner Art eines der denkwürdigsten ist. Es sind nämlich 25 Jahre her, daß die drahtlose Telegraphie zum erstenmal bei kriegerischen Operationen entscheidend mitgewirkt hat. Heute vor 25 Jahren tobten in Deutsch-Südwestafrika die erbittertsten Kämpfe mit den Hottentotten und den Hereros. Es ist noch in aller Erinnerung, mit welcher Wut und beispiellosem Einsatz des Lebens diese Kämpfe geführt wurden. Anläßlich dieser Kämpfe, die in einem weg- und kommunikationslosen Lande mit urwaldhafter Natur geführt wurden, hat die drahtlose Telegraphie, die die zerstreuten und schwer bedrängten deutschen Abteilungen zusammenhielt, ihre ersten kriegerischen Lorbeeren geerntet. Die Hererokämpfe waren dann der Auftakt für die Ausrüstung aller modernen Armeen mit drahtlosen Geräten.

Ein neues Werkzeugmetall.

In kürzester Zeit wird die Friedr. Krupp-A.-G. ein neues Hartmetall auf den Markt bringen, das auf dem Gebiet der Werkzeugmetalle eine kleine Revolution bedeuten wird. „Widia", wie dieses neue Metall heißt, wird nach einem Patent der Osram G. m. b. H. angefertigt und besteht aus Wolframkarbiden mit einem Zusatz von ungefähr 6 Prozent Kobalt. Die Mischung wird in fein pulverisierter Form in Formen gepreßt und unter Luftabschluß in Wasserstoffatmosphäre im elektrischen Ofen bei 1500 Grad gesintert.

Widia wird eines der härtesten Metalle der Welt sein und damit der ideale Werkzeugstoff für alle Schneidemaschinen. Durch die Besonderheit der Legierung ist eine nicht mehr zu überbietende Härte bei fast nicht vorhandener Sprödigkeit erreicht. Es ist von unbegrenzter Lebensdauer und ersetzt beim Glasschneiden etwa vollständig den bisher verwendeten teuren Diamanten.

Der Aal.

Bureau-Humoreske von Lene Voigt

Das war eine verfängliche Geschichte, als im Nebenhause des Verlagsgebäudes der Firma Seller und Co. der große Fisch-Delikatessenladen eröffnet wurde. Leckere Makrelen, Ölsardinen und Rollmöpse in Remoulade lockten verführerisch durch die Glasscheiben, und prachtvolle, armdicke Räucheraale ließen den ins Schaufenster Blickenden das Wasser im Munde zusammenlaufen.

Die Angestellten der Verlagsbuchhandlung konnten nur noch höchst selten der Versuchung widerstehen, zur Frühstückspause sich wenigstens ein Möpschen zu ergattern. Aber meist blieb es nicht dabei. Man nahm noch eine kleine

Muschel Krabben oder ein Achsel fette Sprotten mit. Kurz, das „Fischfieber“ hatte sie alle bei Seller und Co. gepackt.

Hin und wieder leisteten sich auch die jüngeren, also leichtsinnigeren Leutchen aus den Kontoren zu zweit oder dritt ein Bündel kleiner Aale, die freilich im Vergleich zu den stattlichen Prachtexemplaren derselben Gattung nur wie Fragmente wirkten. Die Frau Fischhändlerin hatte jedoch das Prinzip, die ganz dicken Aale nicht stückweise zu verkaufen, und so standen die Angestellten von Seller und Co. vorderhand nur in einem platonischen Verhältnis zu den teuren Räuchertieren. Bis eines Tages Max Hupfner, der fidele [illegible] der Statistik, auf den Gedanken kam, daß sich nach dem kommenden Monatsersten schließlich doch mal alle acht Insassen der Abteilung in einen dieser heißbegehrten Vier-Mark-Aale teilen könnten. Dann hatte jeder für seinen Fünfziger etwas wirklich Reelles in der Faust. Der Vorschlag fand begeisterte Zustimmung aller, und der behäbige Kollege Naumann meinte kopfschüttelnd: „Daß mir Glabbser nich schon längst ämal uff dän schlau'n Gedanken gegomm'n sin! Da ham mer nu immer bloß an däm därr'n Gelumbe fier neinzch Fänche 'rumgegnaubelt.“

Am nächsten Gehaltstage um die Frühstückspause wurde Elli, die Stubenjüngste, beauftragt, diskret nach dem Fischladen zu verschwinden und den Gemeinschaftsaal zu erstehen. Die anderen legten inzwischen schmunzelnd ihre Taschenmesser zurecht und enthüllten die Stullenpakete.

Und es war wirklich ein Kapitalkerl, den die Elli angeschleppt brachte. Max Hupfner übernahm unter Zuhilfenahme eines Lineals das gar nicht so einfache Teilen des Schwarzglänzenden. Dann hielt jeder sein herrlich duftendes Beutestück in den Händen.

Feierliche Stille begleitete den feinschmeckerischen Prozeß des Kostens.

Da plötzlich draußen vor der Tür ein nur zu wohlbekannter, energischer Tritt. — „Verbibbch, dr Alte!“ zischelte einer der Genießer ungehalten. Und ehe die mehr oder weniger Fettglänzenden es recht erfassen konnten, nahte schon das Verhängnis in Gestalt des Prinzipals, der ausgerechnet heute schon am Vormittag die Statistik betrat und Einsicht in die letzten Konten verlangte.

Du lieber Himmel! Mit diesen Fettpfoten sollte man sie ihm reichen?! Jeder machte sich schnell noch heimlich mit seinem Taschentuch zu schaffen, damit wenigstens der „Hauptglanz“ etwas von den Fingern herunterging. Die jeweiligen Aalstücke verbarg man, so gut in der Eile möglich war, in Tischkästen und Aktenmappen. Der verräterische Duft der edlen Räucherware freilich ließ sich durch keinerlei Angstmaßnahmen aus der Atmosphäre des Zimmers verbannen.

Der Chef schnupperte denn auch ein paarmal intensiv und schien bereits hinter das fettige Geheimnis gekommen zu sein. Aber da er ein Mensch mit Humor war, meinte er nur ein wenig sarkastisch zu Max Hupfner: „Es will mir scheinen, daß ich da einen etwas ungeeigneten Zeitpunkt für meine Visite bei Ihnen gewählt habe. Ich werde mir erlauben, lieber in einer Viertelstunde nochmals vorzusprechen.“ Und den Abteilungsleiter mit rotem Kopfe zurücklassend, verließ Herr Seller mit spitzbübischem Lächeln den Raum.

„Eechentlich ä hibscher Zuch vom Alten“, bemerkte der dicke Naumann leise, als sich die Tür hinter dem Prinzipal geschlossen hatte. „Nu woll'n mer awer fix unseren Aal nunterwärchen un uns hernachens scheen de Flossen waschen.“

Hierauf brachte jeder sein Stück Fisch wieder zum Vorschein. In diesem Moment wurde von draußen die Tür einen Spalt breit geöffnet — und Sultan, der junge Schäferhund des Chefs, sprang in lustigen Sätzen zur Statistik herein, witterte sofort die diversen Aalpaketchen und zerrte im Handumdrehen zwei Stück davon fort. Die entsetzten anderen sechs Besitzer retteten mit Mühe und Not ihren kostbaren Imbiß vor dem rabiaten Tier. Mit der „Stimmung“ war es nun ein für allemal vorbei.

„Un das nenn'n Sie ä hibschen Zuch vom Alten, wenn er uns meichlings sein'n Geeder uff de Aalschtickchen losläßt?“ fragte grimmig einer der Geschädigten den Sprecher von vorhin, der hierauf allerdings kleinlaut verstummte.



Bunte Chronik



* **Marschallin Chang.** Zu den eigenartigsten Persönlichkeiten, welche die Wirren in China hervorgebracht haben, gehört die Witwe Chang, die Räuberkönigin Chinas. Sie war einstmals die Frau eines reichen und angesehenen Mannes, der von plündernden Marodeuren in seinem Hause erschossen wurde. Die Witwe schwor den Mördern ihres Gatten Rache. Sie sammelte selbst eine Schar von Räubern um sich und baute ihre Stellung so aus, daß sie heute über ein Heer von mehreren tausend Mann gebietet, das aus gewerbsmäßigen Räubern und entlaufenen Soldaten zusammengesetzt ist. Sie bedient sich auf ihren Zügen vor allem auch der Propaganda. Die Reklameagenten schlagen in den Städten große Plakate an, auf denen zu lesen ist: „Wir berauben die Reichen, wir schützen die Armen. Die Witwe Chang ist der Rettungsanker der armen Leute.“ Da die Frau mit eiserner Strenge darüber wacht, daß der armen Bevölkerung keinerlei Unrecht geschieht, so wird sie von den Massen sehr verehrt, und man hat ihr den Titel Marschallin gegeben. Auf diese Weise hat sie überall Helfer und Spione, während Nachrichten über sie nicht aufzutreiben sind. Da bisher alle Züge von Truppen, die man gegen sie in Bewegung gesetzt hatte, im Westen der Provinz Honau, wo sie gegenwärtig die Städte brandschatzt, ergebnislos geblieben sind, so hat man sich auf das Verhandeln gelegt, und die Behörden haben ihr einen hohen Posten in der Regierung oder im Heere angeboten, wenn sie mit ihren Scharen in ihren Dienst treten wollte. Die Witwe Chang hat jedes dieser Angebote mit Hohn und Verachtung abgelehnt. Sie ist Räuberin aus Rache und Überzeugung.

* **„Tritt zurück, oder ich bringe dich um!“** In Mandek, einem kleinen Orte auf Java, war die Stelle des Bürgermeisters frei geworden, und man schritt bestimmungsgemäß zur Neuwahl. Verschiedene Kandidaten bewarben sich um den Posten, hielten ihre Wahlreden und suchten die guten Bürger von Mandek von ihrer Tüchtigkeit zu überzeugen. Der Wahltag kam heran, die wichtige Handlung fand statt, aber sie führte zu keinem Ergebnis. Keiner der Bewerber hatte die erforderliche Stimmenzahl auf sich vereinigt. Es mußte eine Stichwahl stattfinden. Sie hatte den gleichen Erfolg, und eine zweite keinen besseren. Jetzt wurde aber einem der Herren Kandidaten die Sache zu bunt; er sah ein, daß hier schärferes Vorgehen am Platze sei. So nahm er sich einen nach dem anderen seiner Mitkandidaten vor: „Tritt zurück, oder ich bringe dich um!“ Eine Schar sehr entschlossen, aber im übrigen nicht gerade vertrauenerweckend aussehender, mit scharfen Kris bewaffneter Begleiter gab den Worten den nötigen Nachdruck, und als der nächste Wahlgang stattfand, wurde Herr Tjandjur glatt gewählt. Aber Bürgermeister ist er doch nicht geworden. Die Behörden hatten von seiner eigenartigen „Wahlpropaganda“ erfahren und versagten ihm nicht nur die Bestätigung, sondern setzten ihn auch noch hinter Schloß und Riegel. Bei der nächsten Wahl muß Herr Tjandjur es also noch schlauer anfangen.

Lustige Rundschau



* **Erlauschtes hinter den Kulissen.** Ein Herr wandte sich im Theater während der Pause an einen Jungen, der am Bühneneingang stand, und fragte ihn: „Gehörst du auch zum Theater?“ — „Nein“, entgegnete der Knirps, „ich nicht, aber meine Mutter.“ — „Was ist sie denn?“ — „Logenschließerin.“ — „Und auf die wartest du jetzt?“ — „Nee, auf meine Großmutter.“ — „Und was ist denn die?“ — „Die is beis Ballett.“

* **Das Resultat.** „Meine Frau besucht einen Kursus in der modernen Kochkunst.“ — „Komisch, meine auch.“ — „Und was nehmen Sie gegen Magenverstimmung?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg